Am Sonntag
UNTERHALTUNGSBLATT DER BADISCHEN ZEITUNG
JAHRGANG 29. JANUAR 1950 NUMMER 5

ein zitronengelber schwarzumsaumter Falter vor unseren Augen, der an den Zitronenfalter gemahnt und uns nicht sonderlich auffällt. Es ist der Heufalter, einer der im übrigen Europa seltensten und merkwürdigsten Schmetterlinge, dessen eigentliche Heimat die Gestade um das nördliche Eismeer sind. Seine grünen, gelbgestreiften Raupen leben von den Blättern der Rauschbeere, und deshalb ist es ihm gelungen, sich im Hochschwarzwald über Jahrmillionen hinweg zu behaupten. Auch der Apollo, der einzige gesetzlich geschützte Schmetterling Deutschlands, ist ein Kind der Eiszeit. Seine schwarzroten Raupen nähren sich vom weißen Mauerpfeffer. Wir treffen ihn zuweilen im Höllental und an der oberen Donau.

hinüberwechselt und in diesem Jahrhundert am Feldberg wieder heimisch zu werden beginnt, und die Ringamsel, die sich von unserer Schwarzamsel durch einen weißen Halbmond auf der Brust unterscheidet. Auch der Zitronenfink ist ein Kind des hohen Nordens und kommt außerdem nur noch am Feldberg und in den Vogesen vor.

Alle diese Pflanzen und Tiere empfinden wir heute als heimisch und vertraut. Aber wenn wir uns näher mit ihnen und ihrer Herkunft beschäftigen, dann öffnet die Natur für uns eine ihrer überraschendsten Seiten, und wir dringen tiefer ein in das Geheimnis der Entstehung unserer heimischen Landschaft.

H. W.

Der Lockenkünstler von Fahrnau

Das Lebenswerk eines weltkundigen Wiesentälers

Die Mädchen und Frauen von heute lassen sich ihre Haare von Zeit zu Zeit mit einer Dauerwelle versehen. Man ist davon abgekommen, sich das Haar mit der Brennschere zu locken, denn eine solche heißgebrannte Lockenpracht reicht doch nur wenige Tage.

Vor einigen Monaten flatterte mir ein Notizzettel auf den Schreibtisch, der besagte, daß der Erfinder der Dauerwelle ein gebürtiger Schwarzwälder gewesen sei. Da der Begriff „Erfinder" oft ungerechtfertigt verwendet wird, suchte ich die Lebensumstände jenes Mannes zu erfahren, dessen Wiege tatsächlich vor achtundsiebzig Jahren im Schwarzwald gestanden hatte, über den aber in der Heimat so gut wie nichts bekannt ist. Es ist Charles Nessler, der heute in den Vereinigten Staaten wohnt. Der Briefwechsel, den ich mit Nessler führte, machte mich bekannt mit der abenteuerlichen Wanderschaft eines Mannes, der am 2. Mai 1872 als Sohn eines Bauern in Todtnau geboren wurde. Er hatte acht Brüder und Schwestern, von denen er jetzt als Letzter am Leben ist.

Im Jahre 1876, beim großen Brande von Todtnau, verlor auch die Familie Nessler ihren Hof, sie wanderte ab nach Fahrnau im Wiesental. Mit dem Lernen in der Schule, so schreibt Nessler, nahm man es damals nicht so genau. Für Lesen und Schreiben zeigte er wenig Interesse, zumal sein „Augenlicht nicht beschaffen war, ohne große schwarze Brille ins Tageslicht zu gehen". Seine Mitschüler nannten ihn darum „die Eule". Aber um so reger war Nesslers handwerkliche Geschicklichkeit. Als der Vater früh starb und die Mutter in Not geraten war, erlernte er bei einem Herrn Busam in Fahrnau das Barbier- und Zahntechnikerhandwerk, eine Berufsverbindung, die heute nicht mehr üblich ist. Fünf Monate dauerte diese Ausbildung, dann wandte sich der junge Nessler nach Waldshut, wo er bei einem Friseur Keller sein Geld verdiente. Einige Zeit später, im Alter von vierzehn Jahren, ging Nessler in die Schweiz. In Aarau erlernte er das Uhrmacherhandwerk und beschäftigte sich auch mit dem damals neu aufkommenden Elektrikerberuf. Diese feinmechanischen Tätigkeiten sollten für seine spätere Erfindung bedeutungsvoll werden. „Was mich in jungen Jahren zur Auswanderung nach der Schweiz trieb", so schreibt Nessler, „weiß ich nicht mehr genau. Es mag Scheffelsche Wanderlust gewesen sein ... Ich bummelte in der Schweiz herum für mehrere Jahre und lernte Französisch und Italienisch, bis ich schließlich in meinem zwanzigsten Jahre nach Genf kam. Hier entschloß ich mich, Friseur zu werden und mich auch dem Haarstudium zu widmen. Ich habe das nie bereut. Von Genf kam ich über Paris und Brüssel nach London, als ich sechsundzwanzig Jahre alt war. In England erfand ich im Jahre 1901 die ersten künstlichen Augenwimpern, eine Erfindung, die der der Dauerwelle um vier Jahre voraus ging."

Früh hatte sich Nessler Gedanken gemacht, warum drei seiner fünf Schwestern von Natur aus gewelltes Haar, zwei aber glattes Haar hatten. Mit mikroskopischen und chemischen Untersuchungsmethoden prüfte er nun die verschiedenartigen Haare. Aber hören wir den Erfinder selbst: „Die Grundlage der Dauerwelle erwuchs aus der Beobachtung, daß selbst naturgewelltes Haar nur unter dem Einfluß von Feuchtigkeit reagiert. Die Feuchtigkeit bewirkt eine Locke bei kurzen Haaren und Wellen bei langem Haar." Seine Überlegungen erläuterte Nessler in einem Experimentalvortrag, den er 1905 in London hielt, und bei dem er erstmals ein selbstkonstruiertes Gerät zur Anfertigung von Dauerwellen vorführte.

Bevor Nessler nach England gekommen war, hatte er in Paris die Wickelmethode zur Anfertigung von Perücken kennen gelernt. Bei dieser Methode werden die toten Haare aufgerollt und gekocht. Nun war es ihm gelungen, dieses Verfahren auch am lebenden Menschenhaar anzuwenden. Nessler wickelte die abgebundenen Haarsträhnen flach auf sogenannte „Wickler" und umgab diese mit einer wassergefüllten Hülse. Achtzehn solcher Hülsen wurden durch Kabel an den elektrischen Strom angeschlossen und erhitzt, so daß die darin aufgewickelten Haare gedämpft wurden — ein Verfahren also, das im Prinzip noch

heute angewandt wird. Mit Vorsicht ging Nessler zu Werke, um die Kundin vor Verbrennungen der Haare oder gar der Kopfhaut zu schützen. In einem „Lehrbuch für Dauerwellen", das 1922 auch in Deutschland erschien, werden diese Sicherheitsvorkehrungen besonders eingehend besprochen.

1908 hat Nessler, der sich damals Charles Nestle nannte, sein Verfahren patentieren lassen. In der South Molton-Street in London baute er sich 1911 ein Geschäftshaus, in dem sein Gerät industriell erzeugt wurde. 1914 hatten zweiundvierzig Friseure in England, etwa zwanzig in Deutschland und elf in Frankreich Lizenz und Gerät von Nessler erworben.

Nessler ging 1915 nach Amerika in der Zuversicht, dort mit seiner Neuerung begeisterte Aufnahme zu finden. Aber er sah sich getäuscht. Andere hatten bereits widerrechtlich von seiner Erfindung Besitz ergriffen und schlecht und recht Dauerwellen ausgeführt, jedoch ohne die nötige Vorsicht zum Schutz der Kundin. Nach anfänglicher Begeisterung hatte sich die Damenwelt deshalb ernüchtert und entsetzt von diesem Marterinstrument abgewandt.

Nessler befaßte sich nun nicht — wie man erwarten könnte — mit langen Prozessen, sondern gründete ein eigenes Geschäft. Mit seinen letzten Dollars startete er eine großzügige Zeitungsreklame. Am Tage der Eröffnung erschienen zweiundsechzig Damen. Einundsechzig verließen sofort wieder das Geschäft, als sie sahen, daß hier mit dem gleichen Gerät gearbeitet wurde wie in anderen Friseursalons. Nur eine einzige Dame fand sich bereit, noch einmal eine Dauerwellenprozedur über sich ergehen zu lassen. Allmählich gelang es aber Nessler, seiner Erfindung das notwendige Ansehen zu verschaffen.

1921 kam die „Nestle-Dauerwelle" nach Deutschland. Eine Friseurwarenfabrik in Neustadt im Schwarzwald erwarb die Lizenz zur Herstellung des Apparates. Neuartige Verbesserungen von Nessler und anderen verdienten Fachleuten vervollkommneten den „Dauerweller" zu einem Instrument zeitgemäßer Haarpflege. Karl Nessler, der heute, fast erblindet, in New Jersey seinen Lebensabend verbringt, hat als einfallsreicher Friseur das Seinige getan, um unsern Frauen die Anmut der Locken und Wellen ins Haar zu zaubern.

S. v. Weiher

Ein Säule umsonst

Zum Pfarrer eines kleinen Schwarzwalddorfes kam das Albertle und richtete aus: „D' Mutter läßt fragen, ob der Herr Pfarrer e Säule haben möcht' zum Aufziehen, wir könnten eins umsonst abgeben." Sehr erfreut sagte der Pfarrer zu und wartete auf das Eintreffen des Säules. Als einige Tage vergangen waren, begegnete er dem Albertle auf der Straße und fragte nach dem Verbleib des Tieres. Das Albertle stopfte die Hände in die Hosentaschen, drehte sich um und meinte: „Jetzt nimmeh, 's Säule frißt jo wieder." Egr.

Aus 'm Unnerland

Der Ludl und der Itzer, zwei Mannheimer Buben, stehen im Hof und schauen angestrengt am Hinterhaus hinauf.

Der Itzer pfeift durch die Finger und ruft schließlich:

„Mutta! Mutta!"

Ein Fenster öffnet sich im fünften Stock:

„Was wilsch dann, Lausbu, verfluchter?"

Itzer zeigt auf seinen Freund Ludl: „Mutta, guck doch emol runner, der glaabt nit, daß du schielsch . . ." O. M.

Die vertaus

Heirat auf den

nuar 1950

Standesämter sehen ihr Verdienst nicht darin, die Ehewilligen ihrem oft hart gewonnenen Entschluß wieder abspenstig zu machen. Viel lieber schließen sie den geplanten Bund in die Ketten des Gesetzes. Das Standesamt in S. . . . aber brachte es fertig, gleich zwei Brautpaare auseinanderzureißen, allerdings nur, um nach diesem seltsamen Vorfall um so gewissenhafter seines Amtes zu walten. Wie sich das zugetragen, schildert die folgende Begebenheit:

Zwei Brautpaare hatten es so eilig, ihren Entschluß zum Glück behördlich anzumelden, daß sie eine gute Zeit vor Dienstbeginn, beide von verschiedenen Orten kommend, im Rathaus zu S. . . . zusammentrafen. So mußten alle vor der verschlossenen Amtsstube warten.

Das eine Paar waren zwei schlicht gekleidete, jedoch hübsche, wohlgestaltete Leutchen — das andere, schlichten Antlitzes, trug seinen Schmuck am reichen Gewande. Bald kamen die Wartenden ins Gespräch, das sich um Äcker, Vieh und Mitgift drehte. Es kam eine gewisse Vertraulichkeit zustande, die einen freundlichen Blickwechsel zur Folge hatte. Im Laufe dieser Augenunterhaltung stellte sich ein gegenseitiges Wohlgefallen ein. Das eine Paar sandte

n Kreuter
uf Ange-
muß man
i schuftet,
kaum die
wirtschaf-
in Krösus
ist in der
ne kommt
den gleich

Das Rätsel de

Ein Bauer war schla

Ein Bauersmann arbeitete auf seinem Felde. Da ritt gerade der König vorbei und rief ihm zu: „Nicht so fleißig!" Der Bauer antwortete: „Ich muß es sein. Das machen die Zweiunddreißig, und die Sieben müssen die Fünf erhalten, und dann muß noch etwas übrig bleiben."

Das verstand der König nicht. Weil ihm aber die Neugierde keine Ruhe ließ, versprach er dem Bauer drei Taler, wenn er ihm das Rätsel auflösen wolle. Da sagte der Bauer: „Die Zweiunddreißig sind meine Zähne, die alle Tage etwas beißen wollen. Die Fünf sind die fünf Wintermonate, da habe ich nichts zu schneiden und heimzuführen, darum müssen die sieben anderen Monate die fünf mit erhalten. Und dann muß noch etwas übrig bleiben, daß wir dem Könige Steuern und Abgaben zahlen. Deswegen müssen wir Bauersleute fleißig sein. Verstanden?"

Der König gab dem Bauer die drei Taler, die er ihm versprochen hatte, und befahl ihm, er solle das Rätsel keinem sagen, bevor er ihn, den König, siebenmal gesehen hätte. Am Abend legte er seinen Hofleuten das Rätsel vor und versprach, denjenigen, der es lösen würde, zum Minister zu machen, denn er suchte gerade einen Landwirtschaftsminister.

Nun war unter seinen Beamten einer, der hatte es faustdick hinter den Ohren. Der spürte nach, wo der König den Tag wohl gewesen sein konnte, und wer ihm das Rätsel gesagt haben möchte, und fand den richtigen Bauern heraus. Dieser aber wehrte sich lange und wollte sein Wort halten. Da der Beamte aber nicht nachließ und auch drei Taler versprach, dachte er schließlich: ich kann das Geld brauchen und verdiene es nicht alle Tage so leicht. So sagte er dem Beamten das Rätsel. Glückstrahlend ließ sich der Hofherr beim Könige melden und legte ihm aus, warum der Landmann so hart arbeiten müsse.

Der König war aber auch nicht dumm und ahnte, was vorgefallen war. Er ließ den Bauersmann kommen und gab ihm einen derben Verweis, daß er das Geheimnis verraten habe. Dieser verantwortete